Netzwerk Diakonat der Frau

„Du hast mich gerufen“ – Tag der Diakonin 2015

Berufen sein – Berufung leben

Frauen aus den ersten beiden Diakonatskreisen erzählen von ihrer Berufung

(Auszug aus der Pinwand Nr. 35)

Berufen sein – Berufung leben
Berufung leben – Glaubenszeugnis ablegen

Angela Repka, Absolventin des Zweiten Diakonatskreises

Ich stamme aus einem katholischen Elternhaus und der Glaube war seit meiner Kindheit für mich prägend. Vor allem meine Mutter weckte und förderte meine „religiöse Musikalität“. Sie beobachtete an mir die Begabung, anderen Freude zu machen. Mein Vater betonte mehr die Nützlichkeit. Kirchlich war ich gut eingebunden, sang im Kirchenchor, leitete die Mädchengruppe unserer Pfarrei und leistete einen Sonntagsdienst im Krankenhaus. Es gab auch den (indirekten) Versuch eines Priesters und einer Schwesterngemeinschaft, mich für das Ordensleben zu gewinnen. Damals hätte mich aber der Priesterberuf mehr angezogen, doch der stand Frauen nicht offen, also begrub ich diesen Gedanken. Ich wollte ein christliches Leben führen, einfach und selbstverständlich. Dies galt auch für meinen späteren Ehemann, durch den ich zur slowakischen Untergrundkirche kam, Während meines Studiums an der Universität Mainz, das von den deutschen katholischen Bischöfen gefördert wurde, arbeitete ich im Sozialkreis der Katholischen Hochschulgemeinde mit.

Der Glaube an Gott hat mich nie verlassen, aber nach meinem Examen und dem Umzug in eine neue Stadt fühlte ich mich als Frau und junge Mutter in meiner Kirche nicht mehr so gut aufgehoben. Irgendwann hatte ich begonnen, das einseitig männlich geprägte Gottesbild zu hinterfragen und ich stieß auf die feministische Theologie, die mir wertvolle Impulse gab. Die Mitarbeit in einer Frauengruppe zur ökumenischen Dekade „Solidarität der Kirchen mit den Frauen“ (1988 – 1998) und bei der Reformbewegung „Wir sind Kirche“ beflügelte mein Engagement für eine geschwisterliche Kirche, in der Frauen gleichberechtigten Zugang zu allen kirchlichen Ämtern haben sollten. In einem diözesanen Arbeitskreis setzte ich mich für dieses Anliegen ein.

Als dann das bundesweite Netzwerk Diakonat der Frau gegründet wurde, fokussierte sich der Arbeitskreis auf das Diakoninnenamt. Der Ständige Diakonat, vom II. Vaticanum als kirchliches Amt für Männer wieder eingeführt, war für mich damals eine spannende Neuentdeckung. Die Verbindung von tätiger Nächstenliebe und Verkündigung, die auch im Stand der Ehe gelebt werden konnte, empfand ich als zukunftsweisend. Es war die große Nähe zum biblischen Jesus und seiner besonderen Berufung, den Armen und Verlorenen Israels die frohe Botschaft vom nahen Reich Gottes zu verkünden, sie zu heilen und von der Umklammerung böser Mächte zu befreien, die mich überzeugte und begeisterte. In diesem Amt könnten auch Frauen ihre Charismen voll entfalten und so den Menschen und ihrer Kirche heilsame Dienste erweisen. Dafür wollte ich mich gerne mit anderen einsetzen, was ich bei Lila-Stola-Aktionen, in Gottesdiensten zum Tag der Diakonin (29. April), in Vorträgen, durch die Mitgliedschaft im Netzwerk Diakonat der Frau und immer wieder auch schreibend tat.

Bei einem Sommerfest der evangelischen Schwestergemeinde unserer Pfarrei in Offenbach, der ich durch die Mitarbeit im ökumenischen Arbeitskreis und in der oben erwähnten Dekade-Gruppe verbunden war, sprach ich mit einem Pastor, den ich aus seiner dortigen Vikarszeit kannte. Ich erzählte ihm von meinem Einsatz für den Diakonat der Frau und da meinte er plötzlich: Warum machst du es nicht selbst?
Darüber hatte ich bisher noch nicht nachgedacht und ich begann, mein Tun mit „diakonischen Augen“ zu sehen. Die stärkste Triebfeder meines Handelns war ja mein Glaube, meine tiefe Überzeugung, dass Gott die Dinge zum Guten lenkt, dass die Geistkraft in meinem und im Leben der Kirche wirkt, dass wir als Getaufte und Gefirmte dazu berufen sind, am Reich Gottes mitzubauen. Dazu kam, dass ich mich gerade in einer Aufbruchsstimmung befand. Deutlich spürte ich, dass mich etwas Neues erwartete, ich wusste nur noch nicht was.
Der Gedanke an die Frage des Pastors kehrte immer wieder. Bald sollte der zweite Ausbildungskurs beginnen. Das Netzwerk Diakonat der Frau lud zu einem Vortreffen, an dem ich leider nicht teilnehmen konnte. Dann soll es also nicht sein, dachte ich bei mir. Aber einige Zeit danach rief mich eine der künftigen Ausbildungsleiterinnen an, die ich von früher kannte. Sie fragte mich, ob ich mich nicht bewerben wolle. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen und es war klar: Jetzt bist du dran! Ich war bereit, diesen Weg als Weg des Glaubens zu gehen – ohne damit zu rechnen, eines Tages zur Diakonin geweiht zu werden. In Windeseile unternahm ich die nötigen Schritte zur Bewerbung und hatte in kürzester Zeit alle Unterlagen beisammen, sogar ganz unerwartet die Empfehlung des Pfarrers meiner Gemeinde. Alles lief erstaunlich glatt und ich konnte am Auswahl-verfahren teilnehmen. Ich war froh und fühlte mich getragen und geleitet.
Der Ausbildungskurs verlangte uns einiges ab, aber ich bereue nicht, ihn mitgemacht zu haben. Ich sehe es so: Wir Absolventinnen sind mit unserem Lebenszeugnis Wegbereiterinnen des Diakonats der Frau in unserer Kirche, die Diakoninnen braucht und dadurch in besonderer Weise herausgefordert ist, ihr Amtsverständnis zeitgemäß und zukunftsweisend weiterzuentwickeln.
Seit mehreren Jahren leite ich mit einem Team einen Treff für Bedürftige, der die Lebensmittelausgabe unserer Pfarrgemeinde ergänzt. Regelmäßig übernehme ich liturgische Dienste (Lektorat, Kommunionausspendung) und singe im Kirchenchor mit. Für unser Dekanatsblatt trage ich seit vielen Jahren Betrachtungen zum Sonntagsevangelium bei. Neuerdings schreibe ich auch für eine Website, die wöchentlich eine katholische Frauenpredigt veröffentlicht (http://www.kath-frauenpredigten.net/).

Berufen sein – Berufung leben
Berufung leben – ein Stückchen Himmel verschenken
Christa Schwedler, Absolventin des Zweiten Diakonatskreises

In Berufung hören wir Beruf und rufen. Ich hatte einen schönen Beruf. Nach meiner Familien-phase fand ich jedoch die Arbeit im Architektur-büro nicht mehr sinnhaft.
Nach längerer kirchlicher Abstinenzzeit gab ein Rufen unseres Pfarrers meinem Leben Erfüllung. Die mir anvertraute Kommunion- und Firmkatechese machte mich durstig nach mehr Erkenntnissen. Es war Zeit für den Fernkurs „Theologie“.
Das Bewusstwerden meiner Berufung wurde über Jahre hinaus immer deutlicher. Es fügte sich EINS zum ANDEREN.
Es folgte der II. Ausbildungskurs „Diakonat der Frau“.

Das abgebildete Deckblatt gehörte zu meinen Bewerbungsunterlagen. Seine Aussage entspricht noch immer meinem Empfinden. Mein hörendes DA STEHEN vor Gott weist mir den Weg. Einen Weg, den ich nicht immer verstehe, den ich jedoch mit offenem Herzen versuche anzunehmen, zu gehen.
Die Diagnose Parkinson zwingt mich, den Weg langsamer zu gehen. Krankheitsbedingt ist meine Tätigkeit bei der Caritas zu Ende.
Als Rentnerin setze ich mich so gut es geht für meine Kinder und Enkelkinder ein. Das Lachen und die Freude der Enkelmädchen geben mir Kraft.
Einmal im Monat biete ich eine Tagesfahrt an. Dann sind wir „GEMEINSAM UNTERWEGS“ zu Ausstellungen, zu Museen und zu interessanten Städten. Im August 2014 war ich mit dieser Gruppe aus Anlass des Konzilsjubiläums fünf Tage in Konstanz.

„Es geht nicht darum, in den Himmel zu kommen, es geht um die Kunst, im Himmel zu sein, wo immer du auch bist.“ - Teresa von Avila
Meinen Wahlspruch, der von Teresa von Avila stammt, habe ich auf einem Bild festgehalten.
Auch mit Parkinson versuche ich, nach diesem Wahlspruch zu leben: meinen Mitmenschen möchte ich ein Stückchen Himmel schenken.

Berufen sein – Berufung leben
Berufung leben – das Reich Gottes verbreiten
Gertrud Jansen, Absolventin des Ersten Diakonatskreises

- Wenn ich bei einer Beisetzung am Grab stehe,
- wenn ich in der Trauerhalle zu den Hinterbliebenen rede,
- wenn ich einen Wortgottesdienst am Sonntag-vorabend leite,
- wenn ich im Altenheim bei der Kommunionfeier mit dem Ziborium am Altar stehe
- und anschließend helfe, die alten Menschen in den Rollstühlen zurück auf ihre Zimmer zu bringen,
- wenn ich das eucharistische Brot zu Hauskranken bringe,
- wenn ich Gottesdienste der Frauengemeinschaft plane,
- wenn ich bei Ausflügen des Kirchenchors die „Morgenandacht“ gestalte,
- wenn ich als Ansprechpartnerin von vielen in der Gemeinde wahrgenommen werde,

dann weiß ich tief in meinem Innern, dass ich dazu berufen bin, dass ich am rechten Platz bin.
Das wusste ich auch schon mit etwa vier Jahren als Kind. Aber es gab damals keine Möglichkeit für ein Mädchen, solche Aufgaben übertragen zu bekommen. Es bedurfte vieler Jahre mit Irrungen und Wirrungen, mit der Missio Canonica als Religionslehrerin, mit zahlreichen theologischen Fortbildungen und Qualifikationen, bis schließlich die Ausbildung des Netzwerks Diakonat zur letzten Klarheit und Kompetenz verhalf.
Für vieles habe ich eine bischöfliche Beauftragung, aber eine Weihe würde mir noch mehr den Rücken stärken und das Gefühl geben, im Namen und Auftrag der Kirche zu handeln. Für die praktische Arbeit ist es kaum relevant, ob ich geweiht bin oder nicht. Die Menschen wenden sich häufig an mich, wenn sie im Pfarrhaus niemanden erreichen oder nur den Anrufbeantworter hören können. Dem Pfarrer mit seinen vielen Gemeinden ist da kein Vorwurf zu machen. Er tut, was er kann. Und er lässt mich tun, was ich kann. Das ist in anderen Gemeinden nicht oft der Fall. Gestorben wird aber nicht nur zu Öffnungszeiten des Pfarrbüros. Und so wenden sich manchmal Bestatter oder Angehörige direkt an mich …
Die Bestätigung meiner Berufung, die mir die Amtskirche verweigert, weil ich eine Frau bin, bekomme ich von den Menschen aus der Gemeinde. Die vielen positiven Rückmeldungen machen mich froh und glücklich und fordern mich heraus, immer wieder neue Aufgaben zu übernehmen – zum Wohl der Menschen in der Gemeinde und – theologisch ausgedrückt – zur Verbreitung des Reiches Gottes in der Welt.

Berufen sein – Berufung leben
Berufung leben – beten und handeln im Vertrauen auf die Geistkraft
Bernadette Deibele, Absolventin des Zweiten Diakonatskreises

Meine Berufung kommt nicht aus dem luftleeren Raum, sondern aus den Werten und dem Vorbild meiner Eltern. Meine Mutter kümmerte sich um alte Nachbarinnen und hatte neben ihren eigenen vier Töchtern zeitweise zwei Pflegekinder und unterstützte so eine alleinerziehende Mutter bzw. eine Familie. Mein Vater behandelte die Strafgefangenen, die in seinem Betrieb zur Arbeit eingeteilt waren, respektvoll und organisierte ihnen kleine Dinge. Er absolvierte den Würzburger Fernkurs und wurde Diakonatshelfer, leitete Wortgottesdienste, übernahm Aufgaben in der Gemeinde und half Menschen, die ihm von der Caritas-Sozialstation benannt wurden.
Den Blick für die Nöte anderer bekam ich also mit. Aber ebenso die Erfahrung, dass Gott jemand ist, an den ich mich wenden kann, auf den ich vertrauen kann. Wenn ich in Notzeiten keinen Menschen fand, der mir beistand, dann gab es immer noch Gott. Heute finde ich in meinen Nöten Menschen zum Gespräch – und Gott.
Die Ausbildung im Diakonatskreis eröffnete mir neue Wege: Ich lernte neun starke, suchende Frauen kennen und bekam Zugang zur Welt weiblicher Spiritualität und Theologie. Ganz neue Fragen und Sichtweisen lernte ich kennen! Warum nur hatte mir bis dahin niemand gesagt, dass Junius doch Junia hieß? Warum wird das Weibliche so verdrängt? In dieser Zeit festigte sich die Erkenntnis, dass Weiblichkeit immer noch ein „Geburtsfehler“ ist, wenn es darum geht, dass Berufungen von Frauen von der Kirche wahr- und angenommen werden, wenn sie über den gewünschten Rahmen hinausgehen.
Eines Nachts während meiner Ausbildung träumte ich, dass ich einen Schein bekam, auf dem stand oben links DIAKONIN und unten links GEISTLICHES AMT. Und im Traum war ich froh, dass da nicht „kirchliches Amt“ gestanden hatte. Als kirchliches Amt würden Diakoninnen wahrscheinlich in bestehende feste, männlich geprägte Vorstellungen vereinnahmt werden, solange nicht das Interesse und die Bereitschaft besteht zu erforschen, welches Geschenk diese Berufungen für die Gemeinschaft der Kirche sind.
Unterstützung erfuhr ich durch meine Familie und Freunde. Meine Verbindung zur Ruach, zur Geistkraft, wuchs. Ich fasste Vertrauen, dass mein Gespür, mein Empfinden richtig ist. „Heiland, mache, dass ich sehe, betete ich oft.“ Meine Arbeit als Altenpflegerin war mein diakonales Feld. Ich betete mit den alten Frauen, sorgte bei einer dementen Frau für ihre kirchliche Beerdigung, weil ich ein Gesangbuch bei ihr gefunden hatte, stärkte meine Kolleginnen, brachte mich in der Palliativpflege ein. Ich konnte neben dieser Arbeit und meiner Familie kein extra Feld „auf-machen“. So ging ich mit den Lahmen, klagte mit den

Trauernden, betete mit den Gottlosen und stärkte die Müden, wo ich auf sie traf. „Weil wir die Liebe für eine hinreichende Beschäftigung halten, haben wir uns nicht die Mühe gemacht, unsere Taten nach Beten und Handeln zu sortieren.“ Dieser Gedanke von Madeleine Delbrêl hat mir oft Mut gemacht, wenn ich nur auf dem Weg zur Arbeit im Auto betete oder abends beim Meditieren einschlief.
Inzwischen bin ich aus der Pflege ausgestiegen und habe eine Ausbildung zur Lehrerin für „Stressbewältigung durch Achtsamkeit (MBSR)“ und Dialogbegleitung nach David Bohm gemacht. Stress und seine Folgen sind ein großes Thema in der Gesellschaft. Die Leistungs- und so genannte Kommunikationsgesellschaft überfordert sehr viele Menschen. Mit meinen Trainings helfe ich ihnen, wieder ins Gleichgewicht zu kommen, sich zu spüren, aus ihrer Mitte zu leben und ihren eigenen Impulsen zu vertrauen. Für manche ist es der Beginn eines spirituellen Weges. Ich bin dankbar, dass ich diese Menschen im Suchen und Fragen begleiten darf.
Außerdem mache ich eine Clownsausbildung in einer Clownsschule für Frauen. Lachen und Spielen kommen in unserer Welt oft abhanden oder sind in Computerwelten abgetaucht. Die Freiheit der Clowns ist manchen suspekt. Die Clownin lebt im Augenblick und zeigt Gefühle.
Der Umgang mit unseren Gefühlen ist eine wichtige Aufgabe in der heutigen Zeit. So stärke ich weiter die Müden, habe ein offenes Ohr, wo es gebraucht wird, packe mit an, wo es nötig ist. Und dazwischen sorge ich gut für mich, damit ich kraftvoll bleibe in meiner Berufung. Berufung ereignet sich immer neu – Heiland, mache, dass ich sehe.

Berufen sein – Berufung leben
Berufung leben – als Brückenbauerin meinen Weg gehen
Maria Angelika Fromm, Absolventin des Ersten Diakonatskreises

Biographien hängen von vielen Faktoren ab. Bei mir ist es eine Art inneres Wissen gewesen, diesen meinen „diakonalen“ Weg zu gehen, trotz aller Schwierigkeiten. Vielleicht hat bei mir schon der Name eine gewisse Richtung vorgegeben, die ich dann auf meine Weise mit Leben gefüllt habe.
Als Kind war ich naiv fromm und habe im persönlichen Glauben Hilfe und Kraft gefunden, mit den mir damals unverständlichen Erfahrung-gen von Flucht und Neu-anfang in der Fremde fertig zu werden. Die Gottesdienste vor der Liturgiereform wollte ich unbedingt verstehen und so habe ich Latein als zweite Fremdsprache genommen und war stolz, dass ich Vorbeterin sein durfte, von der Frauenseite der Kirche aus. Doch schon als Jugendliche war mein kritischer Geist geweckt, ich hinterfragte die Predigten des Pfarrers und die Inhalte des Katechismus und konnte schon damals nicht begreifen, warum Mädchen aus dem Altarraum herausgehalten wurden.
Alles, was ich über das Vatikanum II erfahren konnte, weckte mein Interesse und es bildete sich mein Wunsch heraus, nach dem Abitur in Münster, einer mir bis dahin unbekannten Stadt, Theologie zu studieren, leider gegen den Willen meiner Eltern. Ich aber wollte dem Glauben auf den Grund gehen. Durch die Bibelwissenschaft, die politische Theologie und die Mitarbeit im LaientheologInnenkreis eröffnete sich mir eine neue lebendige Glaubenswelt. Meine erste Staatsarbeit schrieb ich über Jesu Verhalten gegenüber den Frauen, das mir schon damals, noch vor der Feministischen Theologie in Deutschland, bemerkenswert gleichwertig erschien. Gemeinsam mit anderen Studentinnen träumte ich in der nachkonziliaren Aufbruchs-phase von einer erneuerten, geschlechter-gerechten Kirche. Doch durch Schuldienst, Familiengründung und später als alleinerziehende, berufstätige Mutter von drei Kindern wurde ich von der Realität eingeholt und war mit Alltagsarbeit eingedeckt. Meiner Aufgabe vom Dienst am Menschen in der Nachfolge Jesu versuchte ich trotzdem in der Familie, im Religionsunterricht, in der Schulseelsorge und in der ehrenamtlichen katechetischen und caritativen Gemeindearbeit gerecht zu werden; manchmal am Rande der Erschöpfung. Zu unserer Pfarrgemeinde gehörten damals schon elf Dörfer, so dass der zuständige Pfarrer mich vor Ort wirken ließ; ich verstand meine Arbeit als diakonischen Dienst, getragen von dem Wort, dass „Narben Augen sind“. Als meine Kinder älter waren, hatte ich wieder mehr Zeit und Kraft, mich kirchenpolitisch zu betätigen. In vielfältiger Weise, praktisch-demonstrativ, inhaltlich und pastoral, habe ich mit anderen Frauen zusammen versucht, die notwendige Geschlechtergerechtigkeit in der römisch-katholischen Kirche einzufordern. Auch dieser Einsatz war und ist immer begleitet

von der Sorge um den Menschen, in Gemeinde und Gesellschaft und auch im interreligiösen Bereich. Lange vor dem 11. September habe ich den interreligiösen Dialog im Erfahren des Gemeinsamen wie Trennenden für ein gutes Zusammenleben aller als wichtigen Baustein erachtet. Diakonin sein bedeutet für mich u. a. auch Brückenbauerin zwischen den Menschen unterschiedlicher Religionen und Weltanschauungen zu werden. In diesem Sinn wirke ich weiter.
Meine Überzeugung ist noch immer, dass die römisch-katholische Kirche ohne den gleichberechtigten Einsatz von Frauen nicht überleben kann und dass sinnvolle Seelsorge nur gelingt, wenn Männer und Frauen zusammenarbeiten und mit gleicher sakramentaler Machtbefugnis ausgestattet sind. Dafür „brannte“ viele Jahre „mein Herz“.
Heute bin ich müde, krank und traurig, dass durch die unbewegliche Kirche so viele weibliche Charismen nicht genutzt worden sind.
Aber es gibt auch eine leise Hoffnung, dass sich in der Zukunft heilende Veränderungen ereignen werden.

Berufen sein – Berufung leben
Berufung leben – glauben und leben nach dem Vorbild Hildegards
Uta Möhler, Absolventin des Ersten Diakonatskreises

Am ersten Diakonatskreis (1999 – 2002) habe ich ziemlich unbedarft, aber sehr überzeugt teilgenommen. Mit inklusiver Sprache und feministischer Theologie hatte ich mich zuvor noch nicht beschäftigt und ich hatte auch kaum eine Ahnung, wie viele große Frauengestalten schon im Dienst des Evangeliums standen, in der Bibel oder in Heiligenviten beschrieben werden, aber im Leben der Kirche / Gemeinde keinen Platz haben.
Ich war Krankenschwester, 30 Jahre jung, arbeitete in vielen Bereichen ehrenamtlich (Kernkreis der Betriebsseelsorge, Notfallseelsorge, Kirchengemeinde). Ein Freund aus der Gemeinde arbeitete fast in allen Bereichen, in denen ich auch tätig war. Er wurde 1999 zum Diakon geweiht. Drei Jahre vor mir hatte er Theologie im Fernkurs studiert und durch ihn kam ich auch auf die Idee mit dem Theologiestudium.
Während des Fernstudiums (1995 – 1999) wurde ich immer wieder gefragt, warum ich mir das antue, wo doch die Diözese Rottenburg-Stuttgart dieses Fernstudium nicht anerkenne. Ich sagte dann: „Wenn ich könnte, würde ich auch Diakon werden."
Im Juli 1999 war ich mit dem Fernstudium fertig und las zufällig, dass im September die erste Diakonatsausbildung für Frauen beginnen würde. Für mich war das ein Zeichen, dem ich mich nicht verschließen konnte, und so setzte ich alles daran, auch dabei sein zu dürfen, wenn die ersten Frauen für den Diakonat ausgebildet werden. Mir war klar, dass ich keine Garantie auf Weihe oder Anstellung bekommen werde, aber da ich bereits vier Jahre Theologie im Fernkurs absolviert hatte, ohne Chance auf Anstellung, war diese unklare oder gar aussichtslose Zukunft kein Problem. Ich dachte mir, dass sich alles irgendwann fügen wird …
2015 – fast 16 Jahre nach Beginn der Ausbildung – bin ich ein anderer Mensch, oder komme mir zumindest so vor. In den letzten Jahren gab es bei mir private, berufliche und gesundheitliche Turbulenzen, die nicht spurlos vorübergingen. Nachdem ich 2014 meine Stelle als Pfarrhelferin im Bistum Augsburg gekündigt habe, bin ich arbeitslos. In dem ganzen Auf und Ab der letzten Jahre haben mich das (Stunden)Gebet und das Wissen um große (heilige) Frauen, in deren Nachfolge ich mich sehe, getragen. Ganz besonders war das Hildegard von Bingen. 2012 beschloss ich, meine Glaubensnachfolge unter das Patronat Hildegards zu stellen und gründete die Hildegardisklause.
Die Vorbereitungen dafür liefen schon über ein Jahr und so konnte ich nicht wissen und auch nicht damit rechnen, dass im Gründungsjahr meiner Hildegardisklause Hildegard von Bingen offiziell heiliggesprochen und zur Kirchenlehrerin erhoben werden würde. Auch hier war ich mir ganz sicher, dass es kein Zufall sein kann.

Wie geht es nun weiter? Ich weiß es nicht. Vieles ist offen und alles fließt. Ideen kommen und werden wieder verworfen, andere werden verwirklicht. 2015 habe ich zum „Jahr der Orden“ ein Programm zusammengestellt und gehe als Legenden-Erzählerin „Attributa“ in Seniorennachmittage, um von den großen heiligen Ordensfrauen und -männern zu erzählen. Ich berichte von Menschen, die Neues wagten, mit allerlei Schwierigkeiten (auch innerhalb der Kirche und ihrer Gründung) fertig werden mussten, und trotzdem ihrer ganz eigenen Berufung treu blieben. Es ist kein Zufall, dass ich diese Neuanfänge zu meinem Thema gemacht habe.

Berufen sein – Berufung leben
Berufung leben – den diakonischen Auftrag der Kirche leben
Walburga Rüttenauer-Rest, Absolventin des Zweiten Diakonatskreises

„Ich danke dir Gott, Urquell aller Liebe, dass du mich nach deinem Bild erschaffen, mich durch Tod und Auferstehung deines Sohnes Jesus Christus erlöst und mit deinem Heiligen Geist in Taufe und Firmung beschenkt hast.
In diesem Glauben und in Antwort auf deine Liebe verspreche ich, Walburga Rüttenauer-Rest, all meine Kräfte und Fähigkeiten für den diakonischen Auftrag unserer Kirche an meiner Nächsten und meinem Nächsten einzusetzen. Um diesem Auftrag gerecht zu werden, bitte ich um deine Gnade.
Euch, die Mitglieder dieser Gottesdienstgemeinde, nehme ich zu Zeugen und bitte euch, mich betend zu unterstützen und, wenn nötig, an diese Worte zu erinnern.“
Ab und zu lese ich dieses Versprechen mir vor, das Versprechen, das ich vor fast zehn Jahren am Ende unserer dreijährigen Ausbildung in einem Gottesdienst abgegeben habe. Manchmal gelingt es mir dann, meine schwindenden Kräfte, meine Verletzungen und Enttäuschungen aufzufangen.
Mit dem neuen Papst wurden neue Hoffnungen geweckt, aber die Kirche ist auch für ihn zu unbeweglich.
Meine Arbeitsfelder sind nicht weniger geworden, eher mehr, aber meine Kraft nimmt ab. Vielleicht liegt es am Alter, vielleicht aber auch an fehlender Stärkung von außen her.
Dabei durfte ich erleben, dass der Caritasgedanke in der Gemeinde an Bedeutung gewonnen hat.
Unsere Pfarrcaritas musste neu aufgebaut werden und es gelang uns, viele Gemeindemitglieder einzubeziehen, so dass die Caritas jetzt zu einem echten Anliegen der Gemeinde geworden ist. Vier bis fünf Frauen und Männer wechseln sich ab in der wöchentlichen Sprechstunde, ebenso viele machen Hausbesuche, zwei kümmern sich darum, Stiftungs-gelder für größere Not locker zu machen, zwei kümmern sich um die Dokumentation, damit wir nicht den Überblick bei Geldausgaben verlieren. Ein früherer Finanzexperte verwaltet die Spenden und die Ausgaben. Zwei andere helfen bei schwierigen Schulden-problemen die verschiedenen Experten anzusprechen. Zwei andere kümmern sich um den Caritas-sonntag. Endlich ist eine Frau verantwortliche Team-sprecherin geworden. Sie stellt die Verbindung zur Alten- und Familienhilfe, zum Kirchenvorstand, zum Pfarrer, zum Besuchsdienst usw. her.
Ich habe das so ausführlich dargestellt, weil ich glaube, dass es mein Part war, den diakonischen Auftrag unserer Kirchengemeinde zu wecken und wach zu halten. Wäre ich als Diakonin geweiht worden, wäre vielleicht alles schneller und einfacher gelaufen.

Zwar schätzt unser Pfarrer mich sehr und hat mir viel Freiheit gelassen, aber erfahren habe ich es immer nur auf Umwegen.
Natürlich sind wir als ChristInnen berufen, diakonisch zu handeln. Aber das reine Ehrenamt lebt von der Anerkennung – zweimal wurde mir eine solche Ehrung angeboten, doch das habe ich immer abgelehnt, denn ich fühle mich zur Diakonin berufen, nicht zum Ehrenamt.

Berufen sein – Berufung leben
Berufung leben – den Glauben in der Gemeinde leben
Hannelore Illchmann, Absolventin des Ersten Diakonatskreises

Eine Berufung kann in einem bestimmten Augenblick im Leben ganz plötzlich gefühlt und erfahren werden – sie kann sich aber auch aus einem zarten Pflänzchen langsam entwickeln.
Mein Weg war eher der des allmählichen Heranreifens. Das Gefühl, meine Begabungen und Fähigkeiten in den Dienst einer Kirche stellen zu sollen, die nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil eine Quelle von Hoffnung und Leben war, verfestigte sich durch die Teilnahme am Grund- und Aufbau-kurs „Theologie im Fernkurs“. Neben meinem Beruf als Lehrerin setzte ich mich für Menschen in der Gemeinde ein: für Kinder und Jugendliche in der Gemeindekatechese, für ältere Menschen im Krankenhaus und an Seniorennachmittagen. Zur Stärkung meiner Kompetenz im Bereich der Liturgie absolvierte ich „Liturgie im Fernkurs“, einen Lehrgang, der vom Liturgischen Institut, Trier, gerade zu dieser Zeit ins Leben gerufen wurde.
Die Hirtenbriefe, die zum Tag der Geistlichen Berufe höchst dringlich um Kandidaten für Dienstämter in der Kirche warben, empfand ich von Jahr zu Jahr als unglaubwürdiger, da die Bischöfe offensichtlich nicht bereit waren, Berufungen von Frauen für Weiheämter ernst zu nehmen. Ich fühlte aber, dass gerade das mein Weg war.
Ein Brief an den Bischof in diesem Anliegen hatte nur den Erfolg, dass ich in sehr verständnislosem Ton darauf verwiesen wurde, dass es doch für Frauen bereits genügend Möglichkeiten gäbe, sich auf kirchlichem Gebiet zu engagieren. Ich wollte diese Reaktion nicht so einfach hinnehmen und wandte mich im Februar 1997 an die Frauenkommission der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Von dort erhielt ich einen sehr ermutigenden Brief und die Einladung zum Fachkongress „Diakonat – ein Amt für Frauen in der Kirche – ein frauengerechtes Amt“, der vom 1. bis 4. April 1997 in der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart stattfand. Mit ebenfalls an diesem Weg interessierten Frauen traf ich mich zu Initiativkreisen und gestaltete Einkehrtage zum Diakonat der Frau.
Die Ausbildung im Ersten Diakonatskreis für Frauen von 1999 bis 2002 förderte mein Bewusstsein, mit anderen Frauen auf einem sehr guten Weg zu sein. Außerdem war diese Zeit mit ihren Studienwochenenden, Praktika in der Gemeinde und Exerzitien eine ständige Herausforderung, sich über den eigenen Weg und über die eigene Motivation vor Gott Rechenschaft abzulegen.
Die Gemeinde, in der ich zu dieser Zeit tätig war, war für das Diakonat der Frau sehr aufgeschlossen und unterstützte mich auf verschiedene Weise. Natürlich gab es auch, vor allem von offiziellen kirchlichen Leitungspositionen, schroffe Zurückweisung, Verständnislosigkeit und manchmal einfach frustrierende Mutlosigkeit.

Seitdem ich 2008 in den Ruhestand ging und aus der Gemeinde, in der ich zuletzt aktiv war, wegzog, bin ich nun in einer „Nische“ tätig. Ich habe im Hospiz mit schwerkranken und sterbenden Menschen zu tun. Außerdem übernehme ich als ehrenamtliche Mitarbeiterin in zwei Altenheimen für Bewohnerinnen und Bewohner regelmäßig Dienste, halte in einem der Altenheime Gottesdienste und versuche, für Menschen in ihren verschiedenen Lebenssituationen ein offenes Ohr und ein offenes Herz zu haben.
Darüber hinaus arbeite ich im theologischen Bereich mit an der Gestaltung von Weltgebets-tag, Pilgerwanderungen für Frauen und anderen Veranstaltungen. Beim Tag der Diakonin und bei Kirchentagen kann ich direkt von meinem Weg in dieser Kirche berichten. In meinem Alter und in meiner Lebenssituation lege ich es nicht mehr darauf an, meinen Weg ständig zu rechtfertigen und vor starren Amtsträgern zu verteidigen.
Nach wie vor glaube ich, dass

- angesichts der sich verstärkenden Bindungslosigkeit von Menschen in Großgemeinden,
- angesichts des gravierenden Personal mangels in kirchlichen Berufen und
- angesichts der Schwierigkeit von Frauen und Mädchen, sich mit einer „Männerkirche“ zu identifizieren und in ihren besonderen religiösen Bedürfnissen verstanden zu werden,

die Gemeinde den besten Ansatzpunkt bietet, sich konkret für Frauen einzusetzen, die diesen Weg der Berufung gehen wollen.